

Wir aber müssen weiterleben

Auf dem Friedhof trifft man ganz unterschiedliche Menschen, und jeder geht anders mit seiner Trauer um: Der eine kann nicht loslassen, der andere versucht, nicht zu vergessen, die eine hält den Schmerz kaum aus, die andere fühlt sich durch ihn befreit. Begegnungen mit Friedhofsbesuchern, die uns ihre Geschichte erzählen – und die ihrer Verstorbenen.

VON SABINE OHLE (TEXTE UND FOTOS)

Marias Grab ist ein magischer Ort

Maria Kwiatkowski war Theater- und Filmschauspielerin. Sie ist vorletztes Jahr unter ungeklärten Umständen mit nur 26 Jahren in ihrer Wohnung gestorben. Ann Kathrin, 46, und Uta, 40, führten einige Jahre gemeinsam eine Casting-Agentur. 2003 haben sie Maria beim Jugendtheatertreffen Berlin entdeckt. Sie waren so von Marias Talent überzeugt, dass sie ihr vorschlugen, sie als Agentinnen zu betreuen. Marias Grab auf dem Friedhof an der Heinrich-Roller-Straße fällt auf. Es gibt einen Briefkasten, darin ein Walkman mit Tonaufnahmen von Maria, und ein Buch, in das Besucher Gedanken, Wünsche und Grüße an Maria schreiben.

Ann Kathrin: Ich bin zum ersten Mal seit der Beerdigung wieder am Grab von Maria gewesen. Ich habe hin und wieder daran gedacht vorbeizuschauen, es aber doch nicht getan. Maria sehe ich an anderen Orten, immer wenn ich an der Volksbühne vorbeifahre. Auf der Straße, wenn ich eine Frau sehe, die etwas trägt, von dem ich denke, dass es Maria gefallen würde. Ich sehe sie, wenn ich die kleine Narbe in meinem Gesicht wahrnehme und erinnere mich daran, wie Maria gefragt hat, was da passiert sei. Immer wieder taucht sie auf, wenn ich es gar nicht erwarte, und ich sehe ihr zartes Gesicht oder höre ihre Stimme. Ich mag die lebendigen Bilder, die ich von Maria in meinem Kopf und meinem Herzen trage. Mit diesen Bildern bringe ich Maria mehr in Verbindung als wenn ich an ihrem Grab stehe.

Uta habe ich das erste Mal seit Jahren auf Marias Trauerfeier wiedergesehen. Wir hatten eine Zeit lang Differenzen, und unsere beruflichen Wege trennten sich. Wir waren beruflich und privat ein tolles Team, es sollte einfach nicht für immer sein. Kein freudiger Anlass für ein Wiedersehen. Es war schön und traurig und intensiv und hat mir noch mal vor Augen geführt, wie schnell alles vorbei sein kann. Wie wichtig es ist, im Moment zu leben, nicht in der Vergangenheit und nicht in der Zukunft. Schneller zu verzeihen und auf sein Herz zu hören.

Uta: Maria war ein wunderbar chaotischer, kreativer, schöner Mensch. Sie war mit Leib und Seele Schauspielerin und Künstlerin, ihre Seele war etwas ganz Besonderes. Sie war irgendwie „nicht



von dieser Welt“. Ich glaube, es war schwer für sie, im normalen Leben klarzukommen. Sie war **Anarchistin, nicht politisch gemeint**. Es war ein prickelndes Gefühl, in ihrer Nähe zu sein und sie beim Spielen zu sehen. Sie war lustig, witzig, scharfsinnig, klug.

Ihr Grab ist ein wunderbar magischer Ort. Man hat das Gefühl, dass die Menschen, die sie geliebt haben, die sie lieben, die sie vermissen, sich einen Ort schaffen, an dem sie das Gefühl haben, ihr nahe sein zu können. Es ruft eine Mischung aus Trauer und Freude hervor. Ich habe das Gefühl, von einer Sekunde auf die andere zu lachen oder zu weinen. Ich gehe einfach vorbei, halte kurz inne, weine oder lache, gehe weiter.

Die erste Beerdigung, die ich bewusst erlebt habe, war die meiner Oma. Ich habe sie im offenen Sarg gesehen und meine vierjährige Tochter hat gesagt, sie sieht aus wie Schneewittchen. Ich habe zum ersten Mal eine Tote gesehen. Das war komisch, weil meine Oma das nicht mehr war, das war nur eine Hülle. Ich habe dann ihre Seele auf Reisen geschickt, mit Kerzen und einem kleinen Ritual. Das hat mir gutgetan und war für mich ein besserer Abschied als die Beerdigung. Meine eigene Beerdigung ist mir völlig egal, weil ich dann tot bin.

Es ist nicht schlimm, wenn es dunkel ist

Kinder der Kindertagespflege „Engel, Quengel und Co.“ besuchen ab und zu die Sternenkinder. So nennt man Kinder, die tot geboren wurden oder bald nach der Geburt gestorben sind. Auf dem alten St. Matthäus-Kirchhof liegen die Gebrüder Grimm und andere Berühmtheiten begraben. Es gibt ein Denkmal für an den Folgen von Aids Verstorbene. Man kann Patenschaften für historische Gräber übernehmen. Auf dem Friedhof werden kulturelle und botanische Führungen angeboten. Helene, Paul, Mieke, Yannik, Amelie, Leonie, alle 4 oder 5 Jahre alt, gefällt es hier.

Leonie: Die Sternenkinder sind vor der Geburt gestorben und sind direkt zu den Sternen gegangen. Die Eltern haben das Grab so schön geschmückt, weil sie so traurig waren. Die Eltern bestimmen, wie das Grab aussieht. Die Eltern sind am meisten traurig – und die Geschwister.

Amelie: Ich finde das Grab mit den Edelsteinen am schönsten, und ich finde es traurig.

Helene: Das Grab mit der roten Lampe hat mir am besten gefallen.

Mieke: Sternenkinder sehen aus wie Babys aus dem Mutterbauch, nur tot. Sie bekommen keinen normalen Anzug, sondern einen Anzug aus dunkelblauem Samt mit gestickten goldenen Sternen. Sie haben eine Krone wie ein Stern. Wir haben auch eine Maus gesehen. Die war süß.

Yannik: Ich fand es toll, weil ich eine Kastanie gefunden habe. Das Grab mit den Edelsteinen ist



sehr schön. Sternenkinder haben in der Erde ein Haus. Ich liebe die Sternenkinder.

Leonie: Das Blau im Himmel ist das Meer. Die Wolken sind die Schiffe, auf denen die Kinder so doll herumhüpfen können, dass sie auf die Wolken fallen. Alle zusammen planschen sie um die Schiffe herum.

Paul: Und in der Nacht? Es ist nicht schlimm, wenn es dunkel ist. Dann schlafen sie auf den Sternen, und tagsüber hüpfen sie auf den Wolken herum.

Yannik: Wolken sind viel kuscheliger!

Amelie: Außerdem ist da noch der Mond, der ist der Vater der Sternenkinder.

Mein Leben ist aus den Fugen

Sechzig Jahre waren Gerda und Peter verheiratet. Bevor er an Krebs erkrankte, genossen beide in Harmonie ihr Rentnerdasein. Vorletztes Jahr ist Peter gestorben. Gerda, 79, besucht ihren Mann auf dem Evangelischen Georgen-Prochial Kirchhof III am Prenzlauer Berg.

Es ist mein Bedürfnis, zu Peters Grab zu gehen und die direkte Nähe zu spüren. Es hilft mir, mit dem Schmerz umzugehen. Es ist der wichtigste Ort für meine Trauer. Ich besuche das Grab ein-, zweimal in der Woche. Hier unterhalte ich mich mit Peter, erzähle Neuigkeiten. Ich bleibe etwa anderthalb Stunden. Dabei setze ich mich auf den Rollator, nicht auf die Bank, denn die direkte Nähe zum Grab ist mir wichtig.

Mein ganzes Leben ist aus den Fugen geraten. Ich schlafe länger, esse unregelmäßig, trinke mehr Alkohol. Abends trinke ich zwei, drei Gläschen Sekt. Das ist mein Seelentröster. Der Schmerz ist noch sehr nah. Es macht mich traurig, wenn ich ältere Paare zusammen sehe. Ich versuche, mich durch Reisen abzulenken, habe schon Busreisen nach Buckow und zur Mecklenburger Seenplatte gemacht. Und nach Sylt, wegen Peter. Er wollte immer mal Ebbe und Flut erleben.

Peter ist am 1.7.1933 geboren, gestorben ist er um 7.33 Uhr. Es gibt mystische, unerklärliche Dinge.

Ich habe Angst vor dem Tod, weil ich nicht weiß, was kommt. Ich bin dafür, dass man selbst bestimmen kann, wann man gehen möchte. Andere wollen leben und dürfen nicht.



Ich konnte ihr nicht helfen

Seine Schwester Sabine starb 1975 an einer Überdosis Heroin. Auch Lutz, 54, wurde später heroinabhängig. Heute ist ihm die Arbeit mit und am Menschen wichtig, er ist Masseur und Yogalehrer und macht jetzt eine Ausbildung zum Altenpflegehelfer. Etwa zweimal im Jahr besucht er das Grab auf dem Friedhof In den Kisseln in Spandau.

Bine war meine große Schwester, mein Vorbild, mein Idol. Sie war wild, ungezügelt, intelligent, attraktiv. Für sie gab es nur ganz oder gar nicht. Ich habe bewundert, wie sie explodieren konnte, ihren Aggressionen freien Lauf ließ. In Griechenland ist sie einmal auf ein fremdes Pferd gesprungen, einfach losgeritten über den Strand und durch den Wald, ohne Sattel, Trense und Steigbügel. Mit 13 ging ihre behütete Kindheit zu Ende, und mit 15 wurde sie heroinabhängig. Mit 20 ist sie gestorben. Zum Schluss brauchte sie täglich 1 000 Mark, die sie durch Prostitution verdiente.

Ich habe sie in der Szene gesucht und aufgespürt, habe ihr Elend gesehen. Ich konnte ihr nicht helfen. In ihrer Todesnacht ist das Tigerbild über meinem Bett unvermittelt heruntergefallen. Später habe ich erfahren, dass Tiger in vielen Kulturen als Todessymbol gelten.

Die Trauerrede bei Sabines Beerdigung hielt derselbe Pfarrer, der uns beide konfirmiert hat. Zum Abschluss der Feier wurde Sabines Lieblingslied „Nights in white satin“ von den Moody Blues gespielt. Den anschließenden Leichenschmaus, Kaffee, Kuchen, Schlagsahne, habe ich als ätzend, ja pervers empfunden. Aus Sabines Lebensumfeld war niemand dabei.



Der Friedhof, auf dem Sabines Grab liegt, gefällt mir. Ich erkenne keinen Ständesdünkel, es ist ein Ort für alle. Das Grab ist in Pflege gegeben. Drei-, viermal im Jahr gehen meine Eltern hin, ich vielleicht zweimal. Niemand sonst. Die Besuche sind teils Pflichterfüllung, wenn meine Mutter sagt: „Geh mal Eisbegonien oder Stiefmütterchen pflanzen.“ **Stiefmütterchen im Frühling, Eisbegonien im Sommer.** Die Besuche dienen aber auch der geistigen Ansprache. Dafür ist das der einzige Ort.

Auf Friedhöfen ist es wirklich sehr friedlich, abseits von Getöse und Geschrei. Mit meiner letzten Partnerin habe ich oft einen anderen Friedhof besucht. Wir sind dort spazieren gegangen, haben dort auch Baummeditationen gemacht. Wir haben uns dort aber auch gestritten. Manchmal habe ich Sorge, zu sterben und mir meine Beerdigung und mein Grab nicht finanzieren zu können. Die Vorstellung, so mein Leben zu beschließen, macht mich traurig.



Meine Trauer ist mal still, mal laut

Tabea, die jüngste von zwei Geschwistern, war acht, als ihr Vater Mario an einem Gehirntumor starb. Sie hat kaum Erinnerungen an die Zeit davor und danach. Erst in letzter Zeit fühlt sich die 21-Jährige bereit, mehr über ihren Vater zu erfahren. Sein Grab auf dem Alten St. Matthäus Friedhof Schöneberg ist nur fünf Minuten zu Fuß von ihrer Wohnung entfernt.

Es ist sehr ruhig hier, alle zehn Minuten hört man die S-Bahn, aber sonst kaum etwas. Es ist sehr grün, und es gibt viele interessante Gräber. Mir gefällt, dass die Gebrüder Grimm hier liegen, und dass das Grab von Rio Reiser letztes Jahr hierher verlegt wurde. Das hätte auch Mario gefallen, er war ein großer Fan der Band Ton Steine Scherben.

Am Tag der Beerdigung hat es viel geschneit, und der Friedhof wirkte sehr idyllisch. Früher war ich öfter hier, vor allem kurz, nachdem mein Vater gestorben war. Der Friedhof lag damals noch auf meinem Schulweg, und nach dem Unterricht kam ich gelegentlich hierher. Wenn schönes Wetter war, hab ich mich neben das Grab gelegt. Wenn ich jetzt hierher komme, zünde ich die Kerzen an und rauche eine Zigarette für Mario.

Ich bin eher rational und glaube nicht an ein Leben nach dem Tod. Deswegen halte ich mich auch nicht an dem Gedanken fest, ihm vielleicht irgendwann wieder zu begegnen. Manchmal laufe ich noch ein wenig herum und schaue mir die anderen Gräber an.

Als Kind war ich oft eifersüchtig auf Klassenkameraden oder Freunde, deren Familien sozusagen vollzählig waren. Es hat eine Weile gebraucht, bis ich verstanden habe, dass meine Wut und mein Gefühl, ungerecht behandelt worden zu sein, unbegründet sind. Niemand konnte etwas dafür, und niemand hat mir diese Ungerechtigkeit absichtlich angetan. Es ist kontraproduktiv, sich in jeglichen Lebenslagen im Nachteil zu sehen, weil einem so etwas widerfahren ist.

Meine Trauer ist ein Prozess, dem ich mich immer wieder stellen muss und der nie ganz enden wird. Sie verändert sich mit mir und äußert sich jedes Mal unterschiedlich, mal still und mal laut. Sie klopft nicht an die Tür, sondern kommt unangekündigt. Dann raubt sie mir manchmal alle Energie und Aufmerksamkeit. Ich mag keine Überraschungsbesuche. Aber mittlerweile gehört sie einfach zu mir, weil ich akzeptiert habe, dass Trauer zwar oft aufdringlich, aber vor allem notwendig und manchmal sogar befreiend ist.

Mein Vater ist auch in Schöneberg aufgewachsen. Nach der Schule hat er Schlosser gelernt. Das meiste seines Geldes hat er für Platten und CDs ausgegeben und sich im Lauf der Jahre eine große Sammlung aufgebaut. Noch bis zu seinem Tod hat er leidenschaftlich Musik gehört und gesammelt. Die Musiksammlung, circa 2000 Platten und 600 CDs, haben wir immer noch in unserem Wohnzimmer. Wenn er zu Hause war, lief eigentlich immer Musik.

Ulrike war doch kein Teufel

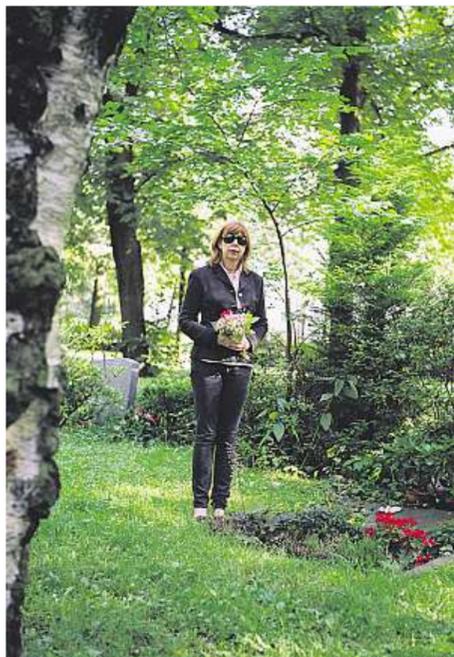
Urschi, 59, kam Anfang der 70er-Jahre aus dem hessischen Biedenkopf ins damalige Westberlin, lebte in einer großen Kommune, lernte in Selbsterfahrungsgruppen und freien Theaterprojekten viel über sich und das Leben. Sie arbeitet als Künstlerin und Designerin. Auf dem Evangelischen Dreifaltigkeits-Friedhof in Tempelhof besucht sie das Grab der Journalistin und RAF-Terroristin Ulrike Meinhof.

Als junges Mädchen habe ich Ulrike Meinhof sehr bewundert. Als ich 16 Jahre alt war, drehte sie den Film „Bambule“ über unhaltbare Zustände in einem hessischen Erziehungsheim in der Nähe meiner Heimatstadt. Dadurch wurden die Menschen aufgerüttelt und es wurde eine Verbesserung für die Insassinnen bewirkt. Ulrike Meinhof war eine Frau, die engagiert für mehr Gerechtigkeit kämpfte. Welche Formen das dann in der zweiten und dritten Generation der RAF annahm, steht auf einem anderen Blatt.

Ulrike Meinhof ist natürlich nicht nur gut oder schlecht und teuflisch, wie die Presse sie gerne zeichnete, sie hatte Sonnen- und Schattenseiten wie wir alle. Mich faszinierte ihre tiefe Ernsthaftigkeit, ihr Sinn für Gerechtigkeit, ihre Intelligenz und ihr Engagement. 1976 hat sie sich angeblich in ihrer Zelle erhängt. Mehrere Friedhöfe in Berlin haben ihre Bestattung abgelehnt.

Das Leben hat es ergeben, dass Ulrike Meinhofs Grab zufällig ganz in der Nähe des Grabes meiner Schwiegereltern liegt. So mache ich alle paar Monate einen Spaziergang über den Friedhof zu Tante Rosas Grab, dem meiner Schwiegereltern und gehe dann zu Ulrike. Ich trete an das Grab und damit hin und wieder an Ulrike Meinhofs Seite, um der Verteufelung ihrer Person auf Erden etwas entgegenzuhalten und ihrer Seele zu signalisieren, dass es auch Menschen gibt, die mit gutem Gefühl und Gedanken ihrer gedenken. Ich mag zudem die Friedhofsstille, die Vegetation und die Jahreszeiten, die sich hier deutlicher abzeichnen als in den Häuserschluchten der Stadt. Ich mag auch hin und wieder das Gefühl von Traurigkeit.

Am Heiligabend ging meine Mutter regelmäßig mit mir und meinem Bruder die Ahnen besuchen. Immer wenn wir nach Hause kamen, war das Christkind gerade da gewesen und hatte Geschenke gebracht. Jedes Jahr nahm ich mir vor, am kommenden Heiligabend nicht mit zum Friedhof zu gehen um endlich mal das Christkind zu sehen. Aber immer wieder fand meine Mutter einen Dreh, mich zum Friedhofsspaziergang zu überreden. So sah ich nie in meinem Leben das Christkind.



Ich habe eine lustige Abmachung mit meinem Mann getroffen: **Er darf nicht vor mir sterben.** Ich will den Schmerz nicht aushalten. Er hat es mir versprochen. Am liebsten würde ich in einem Boot liegen, zwischen meiner warmen weißen Hasenfellecke und von Freunden aufs Meer oder einen See gestoßen werden. Dort möchte ich treiben, bis mein Körper von den Wellen vergraben wird und mein Geist in höhere Sphären gewandert ist. Mehr eine Bewässerung als eine Beerdigung.

Die Trauer um einen Verstorbenen ist das Schlimmste, was ich in meinem Leben erfahren habe, und der Schmerz war der größte, den ich erfahren habe. Es dauerte mehr als ein Jahr. Die Trauer in Freude verwandeln zu können ist eine große Herausforderung. Es war ein schwieriger Prozess, in dem ich fühlen konnte, wie stark ich doch an der Materie hänge, dem Menschen in seiner körperlichen Form. Besonders bei meinen Eltern habe ich mich sehr schwer getan zu verstehen, dass sie doch letztlich immer da sind, nämlich in meinem Herzen. Als ich das so sehen konnte war dann sehr tröstlich.

Ein großes Geheimnis und Rätsel

Andrea hatte sich von Wolfgang getrennt, ihr gemeinsamer Sohn Paul lebte bei Andrea. 2005 starb Andrea unerwartet an einem multiplen Organversagen. Plötzlich war Wolfgang ein alleinerziehender Vater. Der 55-Jährige ist Filmvorführer und Archivar. Andrea liegt auf dem Friedhof II der Sophien Gemeinde Mitte begraben.

Die Trauer kommt, wenn sie kommt, inzwischen mehr als Wehmut, als Bedauern, Momente nicht mehr teilen zu können. Trauer ist reden, reden, reden und der Versuch, etwas warmzuhalten, dessen Hauptmerkmal das absolute und unaufhaltsame Erkalten ist. Trauer ist Nachdenken über verpasste Gelegenheiten, ist Abstandgewinnen und Begreifen, dass Leben nicht ein Verrat ist und keine Falle, die ein sadistischer Gott zu seinem Vergnügen aufgestellt hat.

Mein eigenes Begräbnis stelle ich mir so vor, dass meine Freunde da sind, dann mein Sohn Paul, was mich mit Wehmut erfüllt und dem Gefühl, ihn zu überlasten. Mein Bruder, von dem ich denke, dass es ihn vollkommen fertigmachen würde. Ein schöner Herbsttag, Sonne, Wind, nicht so viele Menschen. Im Moment tendiere ich zu einer Erdbestattung als ganzer Körper. Ich frage mich, was über mich zu sagen sein wird nach meinem seltsam spurlosen Leben und wer die Worte findet. Ich wünsche mir keinen Pfarrer, der nur alles wieder auf das eine Buch zurückführt. Am wichtigsten wären mir die Gespräche meiner Freunde und Verwandten untereinander.

Das erste Begräbnis, an das ich mich erinnere, war die Bestattung einer toten Taube im Hof unseres Mietshauses. Wir Kinder machten uns viele Gedanken über die Art, wie und wo wir sie durchführen sollten. Wir wählten eine besonders prächtige, reich gepolsterte Pralinenschachtel, innen rot, außen weiß und gold. Es war sehr feierlich, wir hatten das Gefühl, einem wirklich großen Geheimnis und Rätsel zu begegnen, und mit unserem Ritual auch ein wenig etwas entgegenzusetzen, eine günstige Stimmung im Jenseits zu erzeugen.



Die erste Menschenbeerdigung war das Begräbnis meines Vaters. Ich erinnere mich an die große Anzahl Trauernder, die Rede eines Kollegen, die mich zu Tränen rührte, weil sie meinen Vater so lobte. Die Kommentare unserer Haushälterin, dass der Redner verlogen sei, ihre Mahnung an mich, nicht zu weinen. Das von der Trauer völlig zerstörte Gesicht meiner Mutter, das Stehen am Grab mit dem Blick auf den Sarg so tief unten, das Geräusch der Erde, die auf das Holz fällt. Später die Besuche am Grab mit meiner Mutter zusammen. Gut, solange ich die Gießkanne schleppen konnte, hilflos, wenn wir am Ende noch eine Gedenkminute lang still vor dem Grabstein standen und ich nicht wusste, was ich fühlen sollte.

Andrea war für mich ein Rätsel, eine Anziehung, Heimat – zumindest eine Zeit lang –, Hass und Wut, Liebe und Lust, ein ewiger Versuch, zu verstehen und verstanden zu werden. Eine Konkurrentin in der Liebe zu Paul. Heute ist sie mir jemand, der fehlt, dessen Art, in der Welt zu sein, mir immer wieder in Erinnerung kommt, meist mit einem: „Schade, dass sie nicht mehr da ist.“